

Eröffnung: Jesus, der Gleichniserzähler

„Seine Worte wie Sterne – sie leuchten noch immer“

Diesen Gedanken setze ich als Motto über die Predigtreihe zu den Gleichnissen Jesu, die uns bis in den Sommer hinein beschäftigen wird.

Heute gehen wir von einem Gleichnis aus, das nicht Jesus selbst erzählt hat. Geschrieben hat es Matthäus, der jüdische Verfasser eines Evangeliums. Er schrieb nach dem grossen römisch-jüdischen Krieg, in dem der Tempel zerstört wurde und die Bevölkerung von Palästina in grosse Bedrängnis geriet. Er schrieb für jüdische Männer und Frauen, die nach der Tora leben wollten und an Jesus, den Gesalbten Gottes, den Christus glaubten und sich fragten, wie sie in der Welt der römischen Gewaltherrschaft ihren Glauben leben könnten. Er schrieb – um mit den Worten eines Weisheitslehrers aus dem Ersten Testament zu sprechen – in und für eine Zeit, „in der Menschen über Menschen herrschen, zu deren Schaden“.

„Vergleicht die Wirklichkeit Gottes mit der Suche von drei Sternkundigen...“ Mit den gleichen Worten, mit denen Jesus viele seiner Gleichnisreden anfängt, hätte auch Matthäus in die folgende Geschichte einsteigen können:

„Als Jesus in Bethlehem geboren war, in den Tagen des Königs Herodes, seht, da kamen königliche Magier aus dem Osten nach Jerusalem. Sie sagten: „Wo ist der neugeborene König des jüdischen Volkes? Wir haben seinen Stern im Osten aufgehen sehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen.“ Als König Herodes davon hörte, erschrak er zutiefst – und ganz Jerusalem auch. Er berief eine Versammlung aller Hohenpriester und Toraglehrten aus dem Volk, um von ihnen zu erfahren, wo der Messias geboren werden sollte. Sie sagten ihm: „In Bethlehem in Judäa. Denn so steht es beim Propheten geschrieben. ... Da liess Herodes die königlichen Magier heimlich ... rufen und sagte: „Geht! Stellt genaue Nachforschungen über das Kind an! Wenn ihr es gefunden habt, gebt mir Bescheid, damit auch ich kommen kann, um ihm zu huldigen.“ Als sie das vom König gehört hatten, brachen sie auf. Und seht, der Stern, dessen Aufgang sie beobachtet hatten, zog vor ihnen her, bis er ankam und über dem Ort stillstand, an dem das Kind war. Als sie den Stern dort sahen, waren sie überwältigt vor Freude. Sie gingen in das Haus und sahen das Kind zusammen mit Maria, seiner Mutter. Sie fielen vor ihm nieder, ihm zu huldigen. Sie breiteten ihre Schätze aus und überreichten dem Kind Geschenke: Gold Weihrauch und Myrrhe.“

Teil 1 von Christoph Schneebeli, Praktikant:

Nach Planung der Pfarrleute von Schwamendingen beginnt heute die Predigtreihe zu den Gleichnissen. In der Lesung, die wir eben gehört und im Lied, das wir gesungen haben, geht es aber um die Weisen aus dem Osten, das heisst, um die Weihnachtsgeschichte. Dabei ist Weihnachten schon vorbei. Die Tannenbäume warten in ihren grünen Blättern am Strassenrand darauf, entsorgt zu werden. Im Kirchgemeindehaus dagegen steht die Adventsinstallation noch und wartet auf ihre Finissage. Die findet anschliessend an diesen Gottesdienst statt.

Meine Aufgabe wäre es, Gleichnis, Weihnachtsgeschichte und Adventsinstallation miteinander so zu verbinden, dass dabei das Evangelium verkündet wird. Dieser Aufgabe fühle ich mich nicht gewachsen. Was ein Gleichnis ist, welche Bedeutung es hat, und wie es auszulegen und zu verstehen ist, zu diesen Fragen werden Sie im nächsten halben Jahr in den Predigten und an den zwei Bildungsabenden im Januar mehr erfahren. Sicher ist, dass sowohl die Weihnachtsgeschichte als auch die Adventsinstallation als Gleichnis verstanden werden können. Die Frage ist natürlich: Als Gleichnis für was?

Statt Ihnen meine Antwort darauf zu geben, werde ich Ihnen etwas davon erzählen, was ich während meiner Praktikumszeit erlebt habe. Ob Sie das als Gleichnis verstehen, überlasse ich Ihnen.

Ich habe den Diakonieteil meines Praktikums im Café Yucca verbracht. Das ist ein Café Yucca im Niederdorf, ein Treffpunkt für Menschen mit viel Zeit und wenig Geld. In diesem Café muss man nichts konsumieren. Und was man konsumiert, bekommt man günstig. Eine Suppe kostet zwei Franken, ein Abendessen fünf Franken

und ein Getränk zwei Franken.

Das Café Yucca ist jeden Tag von morgens zehn bis nachts elf Uhr offen, ausser am Weihnachtsabend. „Warum gerade an diesem Abend nicht“, wollte ich von Kurt, dem Teamleiter wissen. „Weil es“, gab er zur Antwort, „am Heilig Abend genug Angebote für randständige Menschen gibt. Da können wir einmal Pause machen, denn bei uns ist jeden Tag Weihnachten.“

Nun fragen Sie sich vielleicht, liebe Gemeinde, warum denn im Café Yucca jeden Tag Weihnachten sein soll. Wie sieht es das konkret aus? Einen Weihnachtsbaum gibt es dort nicht, auch keine Glaskugeln und kein Lametta. Es gibt weder Krippe noch Ochs und Esel, weder Engel noch Hirten. Auch kein Christkind, weder Maria noch Josef und auch keine Weisen aus dem Morgenland. Es gibt nur Menschen. Ganz normale Menschen. Diese kommen allerdings von verschiedenen Orten, von der Stadt und vom Land und einige auch, wie die Sterndeuter, aus dem Osten. Was sie neben den günstigen Preisen hier zusammenführt, hat zwei Gründe. Erstens: Sie können so sein, wie sie sind, und zweitens: Sie kommen hierher, um nicht allein zu sein. Sie freuen sich, einander zu sehen und miteinander zu reden. Einige bringen ein Buch oder eine Zeitung mit und lesen, andere spielen Schach oder Kartenspiele. Meistens ist die Stimmung angenehm, familiär, oft wird angeregt diskutiert, manchmal laut debattiert und auch gestritten. Wenn es zu bunt wird, müssen die Angestellten eingreifen und schlichten.

Und vielleicht fragen Sie sich wieder, was das mit Weihnachten zu tun haben soll. Da kann ich anfügen, dass Menschen, die in einer Notsituation sind, im Café Yucca auch gratis konsumieren und unter Umständen sogar übernachten können. Doch Kurt, der Teamleiter, hat nicht das gemeint, als er sagte, im Café Yucca sei jeden Tag Weihnachten. Er hat das gemeint, was wir an Weihnachten feiern: Dass Gott Mensch geworden ist. Und er hat an die Weihnachtsgeschichte gedacht, wie Matthäus sie erzählt: Der verheissene König, der sein Volk weidet, ist Jesus, ein Kind von einfachen Eltern. Nicht im Königspalast, wo die Sterndeuter seine Geburt erwartet haben, nicht in der Hauptstadt Jerusalem, sondern in der Agglomeration, in Bethlehem, sozusagen in Wallisellen, kommt er zur Welt.

Und noch an etwas hat Kurt gedacht: Dieser Jesus, dessen Geburt wir an Weihnachten feiern, und von dem Matthäus und wir mit ihm sagen, er sei der Christus, hat kurz vor seinem schrecklichen und einsamen Tod am Kreuz zu seinen Freunden gesagt: Was immer ihr dem Nächsten antut, das tut ihr mir an.

Dieser Satz hat mich im Café Yucca begleitet, wenn ich zum Beispiel den Gästen Suppe in den Teller, den sie mir hungrig entgegenhielten, schöpfte. Ich kam mir dabei gut vor und grosszügig drückte ich ein Auge zu, wenn Luca eine Scheibe Brot zu viel aus dem Körbchen nahm.

Wenn ich dann nach Hause kam und mich in mein warmes Bett legte, stellte ich mir vor, wie Luca seinen Schlafsack ausrollt um eine weitere kalte Nacht unter freiem Himmel zu verbringen. Und dann schämte ich mich für meine Grosszügigkeit, die mich nichts kostete und war dankbar für seine Grosszügigkeit, mir dies nicht nachzutragen. Da freute ich mich, dass ich Luca begegnet bin. Und ich fühlte mich von dieser Begegnung beschenkt.

Teil 2 von Hanna Kandal, Pfarrerin:

„Da freute ich mich über die Begegnung und fühlte mich beschenkt.“

Liebe Gemeinde, bei diesen letzten Worten von Christoph Schneebeli möchte ich anknüpfen und einen kurzen Blick auf die kommende Predigtreihe über die Gleichnisse werfen. So geht es oft den Figuren, die in Gleichnissen vorkommen. Sie freuen sich über die Massen über eine Begegnung, einen Fund, eine unerwartete Wendung in der Geschichte. Sie fühlen sich beschenkt und ahnen: Hier, in diesem Beispiel, in diesem Augenblick ist Gottes Wirklichkeit spürbar.

Wie im Beispiel der Sterndeuter, die einen König suchten und ein neugeborenes Kind in einfacher Behausung fanden. Die nach den Sternen griffen und den Menschen fanden. In ihrer Freude über die Begegnung mit dem Kind spiegelt sich die Freude Gottes an seinen Geschöpfen.

Die literarische Form der Gleichnisse ist typisch für die Jesustradition in den Evangelien von Matthäus, Markus und Lukas. Es sind erzählerisch gestaltete Vergleichsgeschichten und sie bestehen aus drei zusammengehörenden Teilen: der Gleichniserzählung, der Anwendung und einer möglichen Antwort durch die Hörenden oder Lesenden.

Mit den Gleichniserzählungen erzählen die Verfasser der Evangelien fiktive Geschichten aus der Erfahrungswelt der Menschen zur der Zeit, als die mündlichen und schriftlichen Überlieferungen über Jesus entstanden. Also auch Beispiele aus der Erfahrung von Jesus selbst als historischer Person.

Eine ganze Reihe von Gleichnissen greifen Bilder aus der Natur auf und beziehen sich auf die alltägliche Lebenswelt der Menschen, ihre Arbeit für die Nahrung und ihre Ehrfurcht vor der Schöpfung. Andere Gleichnisse beschreiben eine Struktur, zum Beispiel wie politische Herrschaft funktioniert oder wie die Mechanismen der Arbeitswelt sich auswirken. Es können gesellschaftliche Verhältnisse geschildert werden, zum Beispiel die Ungerechtigkeit des Reichtums und das Elend der Armut. Es kann um die schlimmen Auswirkungen der Sklaverei gehen. Oder die Rolle eines patriarchalen Vaters zu seinen Söhnen.

Ich verstehe die Gleichniserzählungen so, wie die Beispiele in der Predigt von Christoph. Sie erzählen eine Geschichte aus der Lebenswirklichkeit von Menschen und meinen auch diese erfahrbare Wirklichkeit. Sie sind ein Spiegel der sozialen Verhältnisse.

Durch die Anwendung werden sie in einen theologischen Zusammenhang gestellt und machen so eine Aussage über Gottes Willen und sein Handeln. Zu dieser Anwendung gehört jeweils die Einladung an die Zuhörenden, die Gleichniserzählung mit der Wirklichkeit Gottes zu vergleichen. Auch Christoph hat so eine Frage gestellt: Inwiefern ist denn im Cafe Yucca jeden Tag Weihnachten? Die Gegenwart der Zuhörenden und die Zukunft des Wirkens Gottes fallen zusammen. Im Moment, in dem wir das Gleichnis hören, geht es um die Fragen:

Wo ist hier das Evangelium, die befreiende Botschaft?

Wo ist die Tora im Sinne des Hörens auf Gott in der Glaubenstradition Israels?

Was sagt das Gleichnis über Gottes Versprechen oder Verheissungen?

Diese Fragen helfen beim Verstehen von Gleichnissen. Es gibt in den Evangelien nicht wenige Gleichnisse, die eine gesellschaftliche Struktur beschreiben, die im Widerspruch stehen zu Gottes Willen und Handeln. Sie erfordern ein kritisches Vergleichen im Sinne von: Wie **anders** ist doch die Wirklichkeit Gottes als die Wirklichkeit in der Geschichte von einem Menschenkönig...

Aus dieser letzten Beobachtung heraus denke ich, dass das Erzählen von Gleichnissen bestimmte Situationen voraussetzt, nämlich das Lehrgespräch in den Gemeinden von Matthäus, Markus und Lukas, nach dem gleichen Muster, wie das Lehrgespräch in den Synagogen stattfand. Gleichniserzählungen und ihre Anwendungen verlangen eine aktive Beteiligung der Hörenden, eine Antwort mit dem Verstand, mit dem Herz und mit dem Glauben.

Die Antwort wird in vielen Gleichnissen durch eine Frage oder einen offenen Schluss der Erzählung erbeten. Ich denke, dass die Antwort nicht immer eine intellektuelle gewesen sein muss, sondern auch zum Beispiel ein Gebet sein konnte. In der Vergleichsgeschichte, die Christoph uns erzählt hat, ist die Antwort sein Gewährwerden über die Grosszügigkeit jenes randständigen Menschen namens Luca. Und die Dankbarkeit für die Begegnung.

Jesus wird in den Evangelien als Gleichniserzähler dargestellt. Er erzählt Gleichnisse um zu lehren und um verstanden zu werden. Die Gleichnisse werden als verständliche Rede bezeichnet, die nicht nur das intellektuelle Verstehen hervorrufen, sondern das Verstehen mit dem Herzen. Nach jüdischen Verständnis ist das Herz als Schrittgeber im Körper das Organ des Verstehens und des Hörens auf Gottes Stimme.

Mit diesem Ausblick auf die Beschäftigung mit den Gleichnissen wünsche ich uns allen dabei, was mein

Kollege Andreas Fischer auf der Gemeindeseite schrieb:

„All die Geschichten vom verlorenen Sohn und von den klugen und törichten Jungfrauen, von der vierfachen Saat und vom Senfkorn, die wir schon tausendmal gehört haben, würden wir neu hören. Würden neu sehen, was sie sichtbar machen, ohne definierte Ideen, ohne fixe Konzepte. Würden staunen und die alten Geschichten neu ... an uns wirksam werden lassen.“

Sonntag, 8. Januar 2012

Hanna Kandal-Stierstadt und Christoph Schneebeil